

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 54 (1971)
Heft: 6

Artikel: Warum sich das Christentum ausbreitete
Autor: Wolfgang, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-411922>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gegen Reiche und Schlemmer, gegen Geschäftemacherei unter dem Sternenmantel der christlichen Weihnacht, gegen Rückständigkeit und Trägheit des Herzens. Er rezitiert Kästner. Am Altar. Er spricht von der Gewalt, die unter Umständen gerechtfertigt ist, wenn Unterdrückten und Verfolgten kein anderes Mittel mehr zusteht.» — Ein Jünger Jesu oder Lenins?

«Anschliessend verteilten Jugendliche den Kirchgängern Flugblätter: „Aktion Weihnacht 70“ (Stille Nacht, heilige Nacht, hat uns viel Profit gebracht), in denen die Frage gestellt wird: „Wer ist extrem?“»

«Extrem», heisst es da, «sind nicht diejenigen, die an Weihnachten zum Geschenkboykott aufrufen, sondern diejenigen, die Weihnachten mit perfiden Werbemethoden zu einem kommerziellen Warenaustausch umfunktioniert haben ... Extrem ist nicht die jugendliche Minderheit bei uns, sondern extrem ist unsere Gesellschaft, die in den Augen von drei Vierteln der Menschheit als eine Sklavenhalter-Gesellschaft, bestehend aus lauter Verbrechern mit weissen Kragen, angesehen wird».

Die Einsendung schliesst: «Dass solche Dinge heute gesagt werden dürfen, in christlichen Kirchen, dass solche Flugblätter ausgeteilt werden dürfen, an christliche Kirchgänger: das lässt hoffen.»

Es tagt aber weiter hinter dem Walde. Was vor zwanzig Jahren noch unmöglich gewesen wäre, wird im Berner Kirchgemeindeblatt «Der Nydeggbote» vom Dezember 1970 Tatsache. Da veröffentlicht ein Einsender E. G. das Gedicht «Begegnung» des 1959 verstorbenen C. A. Loosli, von dem hier die erste Strophe abgedruckt sei:

«Bereits war ich ein wenig angesoffen,
Da hab ich Jesus Christus angetroffen.
Er grüsste: Bruder, Friede sei mit dir,
Drauf ich: Salut! Komm mit; ich zahl' ein Bier!»

Dazu der Kommentar des Einsenders E. G.: «Die nachfolgend abgedruckten Verse erinnern uns an das Versagen der Schweiz in der Flüchtlingspolitik 1933—1945 ... mit dem Gelöbnis, es das nächste Mal besser zu machen ...».

Und aus dem gleichen Blatt, Ausgabe Februar 1971: «Viele unserer heute jungen Menschen stellen Fragen. Da horche ich auf. Wo gefragt wird, da ist Leben, persönliches Leben, das seinen persönlichen Einsatz sucht. Das ist hoffnungsvoll, auf jeden Fall zukunfts-

weisend. Von der Wirtschaft, der staatlichen Ordnung, der Moral über die Kirchen bis zum alten Gott wird alles in Frage gestellt. Ehrlichkeitshungrige Fragehämmer beklopfen die morschen Stellen der alten Sicherheiten. Darum liebe ich unsere jungen Menschen, auch wenn sie mich ärgern. Fragen, prüfen, das ist immer gut.»

Soweit die Blütenlese aus dem gegne-

rischen Lager, soweit die Stimmen, zu denen wir ja sagen müssen, die auch unsere sein könnten, hemmte uns nicht das Tabu der parteipolitischen Neutralität. So lassen wir uns eben von den weltanschaulichen Gegnern, die merken, was es geschlagen hat, den Wind aus den Segeln nehmen, dessen wir bedürften, um voranzukommen.

J. Stebler

Warum sich das Christentum ausbreitete

Viele Freidenker akzeptieren gedankenlos das christliche Argument, dass ihre blutige Religion die Menschen zivilisiert und gebessert hätte und kulturell etwas Einmaliges darstelle. Ist dem so?

Die Geschichte vom «Sündenfall» beruht darauf, dass die sogenannten ersten Menschen mehr Wissen haben wollten, als Gott recht war; er vertrieb sie also aus der Nähe des Baumes der Erkenntnis und behaftete alle Menschen mit der «Erbsünde». Um diese zu tilgen, musste er einen Sohn zeugen und sich zum Opfer bringen lassen, damit die Sünde durch Blut abgewaschen wird. Wenn man aber nicht mehr an die lächerliche Ursache der lächerlichen «Erbsünde» glaubt, dann besteht auch keine Notwendigkeit mehr für Jesu Blutopfer. Also wie in der verlangten Opferung Isaaks durch Abraham. Die Taten und Aussprüche dieses Sonnengottes Jesus — eine gräzisierte Form von Josua, der schon die Juden «ins gelobte Land» führte — sind weder neu noch einheitlich empfehlenswert, ja, sie bringen sogar eine grösstenteils heidnische Reformation ins Judentum. Neu ist die Erfindung von Hölle und Teufeln, neu ist die Verschiebung des Ruhetags vom Samstag — denn Jahve war der grimme Gott Saturn — auf den Tag des Sonnengottes. Die Kreuzigung — in früher Zeit wurde sie nie bildlich dargestellt, es gab ursprünglich auch keine Menschenfigur, sondern nur das Lamm mit dem Kreuz — ist weder erhebend noch kulturell empfehlenswert, sie brachte nur Verrohung und Hass.

Warum also beeilten sich die Völker, diese Religion anzunehmen? Aus dem gleichen Grund, warum die Primitiven «bekehrt» wurden, teils durch Gewalt, teils, weil es ihnen Vorteile brachte. Ebenso nahm das Europa des finster-

sten Mittelalters diese Religion nicht seines sittlichen Gehaltes wegen, sondern aus wirtschaftlicher Notwendigkeit, an.

Nach dem 3. Jahrhundert stiessen zu den brandschatzenden germanischen Stämmen die Hunnen, deren erfolgreichsten Stammeshäuptling die Goten hämisch «Attila» (Väterchen, wie ehemals den Zaren) nannten. Diese ständigen Barbareneinfälle führten bekanntlich dazu, dass das weströmische Reich politisch, kulturell und wirtschaftlich zusammenbrach.

Die römische Kultur war hauptsächlich eine städtische Kultur gewesen und passte nicht zu den neuen Völkerschaften von Halbbarbaren, die jetzt dort hausten; praktisches Wissen und Lernen hatte sich lediglich in den Klöstern erhalten, und diese waren auch die Musterfarmen, von denen alle Kenntnisse ausgingen. Nur die Mönche konnten lesen und schreiben, und die barbarischen Fürsten waren auf sie angewiesen als Berater und Staatsbeamte, als Minister und Lehrer, Architekten und Aerzte. So wuchs mit der Macht der absoluten Herrscher jene der Hierarchie, denn auf ihr beruhte die ganze weltliche Struktur; während aber jene, die Kosten für Kriege und Strassen usw. trugen, liess sich die Kirche ihre Dienste gut bezahlen und nutzte ihren Reichtum, die Massen durch Kloster-suppen zu korrumpieren. Wenn mittelalterliche Kunstwerke religiöse Motive haben, so darum, weil nur die Kirche als Besteller und Abnehmer dafür in Frage kam. Und da niemand sonst für die Kranken und Armen sorgte, gab es im Mittelalter keine Gesellschaftsklasse, die der kirchlichen Dienste entraten konnte. Massenbekehrung war der Preis, der dafür gezahlt werden musste.

Einmal in dieser monopolistischen

Herrschaftsstellung, war es für die Kirche ein leichtes, die Jugend zu erfassen und so zu beeinflussen, dass noch heute die Lüge von der Kulturmission der Kirche geglaubt und breitgetreten werden kann. Otto Wolfgang

Ein Buch über die Bibel

Zu den unabsehbar vielen Büchern über die Bibel ist eines hinzugekommen, dem zwar kaum eine landläufig sensationelle, hoffentlich aber eine tiefe und dauerhafte Wirkung beschieden sein wird: **«Die Grundlagen des Christentums»**, von **Erich Brock** (Frankke-Verlag, Bern und München). Dem Thema gemäss mit Jesus im Brennpunkt des Interesses, wird da in ungeheuer plastischer Sprache eine streng textbezogene, philosophisch und psychologisch aufschlussreiche Charakteristik der Bibel geboten.

Das Alte Testament

Wie heikel es ist, sich auf diesem Gebiet als unabhängiger, kritischer Denker zu betätigen, ersieht man aus der Vorbemerkung, in der sich der Verfasser vorbeugend gegen antisemitischen Missbrauch seiner Forschungsergebnisse verwahrt. Die hundert Seiten füllende Charakteristik des Alten Testaments wird auf Leser, die dessen Kenntnis vornehmlich aus Predigten und Erbauungsliteratur geschöpft haben, allerdings erschreckend wirken. Was Spinoza, Reimarus, Eduard von Hartmann und andere über den alttestamentlichen Gott gesagt haben, wird hier in verbesserter Systematik und mit verfeinertem Begriffsvermögen noch einmal gesagt und ergänzt. Es ist der Gott der willensbetonten, selbstherrlichen, keiner rationalen Gesetzmässigkeit verpflichteten Allmacht, wie ihn einst der Scholastiker Duns Scotus dogmatisch definiert hat. Wohl bindet sich dieser Gott an das seinem auserwählten Volk gegebene Gesetz. Allein dessen Inhalt ermangelt zumeist eines fasslichen rationalen Sinnes, erscheint weithin als Ausfluss teils von Pedanterie, teils von Fanatismus und Grausamkeit.

Der Verfasser lehnt es ab, aus den betreffenden Gesetzesvorschriften und entsprechenden historischen Berichten auf eine besonders grausame Veranlagung des altisraelitischen Volkes zu schliessen. Als dogmenfreier, aber

nicht ungläubiger Religions- und Geschichtsphilosoph attestiert er diesem einen «zum Durchhalten seiner geistesgeschichtlichen, gottesgeschichtlichen Rolle unentbehrlichen, massiven Machtwillen, der sich dann aus seinem einzigartigen Gottesbedürfnis heraus einen Gottesbegriff schmiedete, welcher diesem Machtwillen wiederum zu dienen geeignet war». Die quasi metaphysische Entschuldigung kommt selbstverständlich auch den Schriftpropheten zugute, obschon der Verfasser von einem beträchtlichen Teil ihrer Weissagungen urteilen muss, dass hier «nur noch der reine Sadismus am Werk ist».

Es wird hierauf gezeigt, wie sich aus der Idee der absoluten Grösse Gottes die Ideologie der gottwohlgefälligen, von Gott schliesslich in Macht und Grösse zu verwandelnden menschlichen Kleinheit ergab, eine Ideologie, die dem alten Israel vorzugsweise als Geisteswaffe gegen die grossen und mächtigen Heidenvölker diente, nachmals aber den Christen zur (meist nur theoretischen) Richtlinie des individuellen Heilsweges wurde. Die Spannung zwischen dem Glauben an den irrational selbstherrlichen Gott und dem zunehmenden Bedürfnis nach einem vernünftigen und moralischen kam im Buch Hiob zum Ausdruck, das vom Verfasser als Höhepunkt der jüdischen Religionsgeschichte besonders einlässlich gedeutet wird.

Jesus

Auf eigenen früheren Bemühungen aufbauend, zeichnet Erich Brock ein in bedeutsamen Zügen neuartiges Jesusbild. Es gelingt ihm gleichsam eine Quadratur des Zirkels: sowohl die tiefe Verwurzelung Jesu in der Religion seines Volkes als auch seine persönliche Einmaligkeit und übermenschlich anmutende Grösse deutlich zu machen. Er hält sich fast ausschliesslich an die drei ersten (synoptischen) Evangelien; im Johannesevangelium erblickt er, der neuzeitlichen Textkritik folgend, ein grösstenteils dichterisches, religiösespekulatives Erzeugnis. Ziemlich viel

von dem, was er über das messianische (nicht gottheitliche) Selbstverständnis Jesu, über seine Unbedingtheit im Glauben und sittlichen Wollen, sein Mitgefühl mit den Unglücklichen und Verachteten, die inneren Stationen seines Leidensweges ausführt, wird für liberale Christen annehmbar, sogar erfreulich und erbaulich sein. Hinsichtlich der Wunderberichte orientiert sich der Verfasser an den von der modernen Parapsychologie belegten Tatsachen. Insbesondere bejaht er, dass es Heilungen organischer Leiden gebe, die weder durch Suggestion bewirkt noch im kirchlichen Sinn übernatürliche Wunder sind. Selbst die Auferstehungsberichte tut er nicht als reine Fabel ab. Auch dafür mögen ihm die Christen Dank wissen, dass er, im Unterschied zu Albert Schweitzer, nicht der Meinung ist, Jesus sei gänzlich auf die Ideen der Vorherbestimmung und des nahen Weltendes festgelegt gewesen. Gesamthaft erscheint ihm die Lehre Jesu «kaum als ein objektiv-rationales System, schon gar nicht als ein undialektisches — sondern vielmehr als ein Sternenhimmel voll einzelner Strahlungsmittelpunkte, welche Stationen bedeuten im Kräftespiel einer alle Problematik auf der Wogenhöhe des Augenblicks erlebenden Persönlichkeit, die alle Höhen und Tiefen kennenlernt und durchgekämpft hat». Während jedoch die liberalen Theologen, so sehr sie an einem menschlich verstehbaren Jesus interessiert sind, auf seiner möglichst uneingeschränkten moralischen Vorbildlichkeit und geistigen Autorität beharren, scheut Brock vor entschieden kritischer Beleuchtung des Menschen und des Lehrers nicht zurück. Zum Beispiel stellt er in sorgfältiger Erwägung gesellschaftlicher Erfordernisse das Gebot des Nichttrichtens in Frage. Desgleichen bezweifelt er den sittlichen Sinn und die Möglichkeit der Feindesliebe. Unumwunden konstatiert er, dass Jesus selber seine Feinde, die Pharisäer, gehasst habe; der Deutung, es handle sich da um Hass gegen das Böse als metaphysische Macht, nicht gegen Personen, stimmt er aus einleuchten-

Es ist noch niemals, seit es Religionen gibt, eine religiöse Partei oder Sekte angestanden, alle ihre eigenen Narrheiten, Leidenschaften und Gelüste ihrem Herrgott zuzuteilen, und zwar mit Recht: denn «wie der Mensch, so sein Gott». Johannes Scherr

Wo wahres Talent waltet, da ist auch die Wertschätzung fremder Leistung so mächtig, dass das Gefühl für ihren Verfasser dasjenige der Achtung und der Freundschaft sein muss. Carl Spitteler